

Karl-Heinz Dammer

Einfalt der Vielfalt — Randbemerkungen zu den aktuellen Auswüchsen der Diversitätsdebatte

Gibt man bei Google den Satz „Es ist normal, verschieden zu sein“ ein, so bietet einem die Suchmaschine rund 50 Seiten mit Eintragungen aus unterschiedlichsten Kontexten, in denen diese dem ehemaligen Bundespräsidenten v. Weizsäcker zugeschriebene Sentenz verwendet wurde. Sie scheint für das Poesiealbum des nachdenklichen Staatsbürgers formuliert zu sein und vereint den Anschein aphoristischen Tiefsinns mit faktischer Trivialität, denn natürlich sind wir qua Genen und Sozialisation alle verschieden, die entscheidende Frage ist aber, was das gesellschaftlich bedeutet, und hier wird die Angelegenheit sehr schnell vertrackt, wie die Szene aus Monty Pythons *Leben des Brian* zeigt: Der der frisch gekürte Messias versucht, die vor seinem Fenster zusammengeballte Masse mit dem aufklärerischen Appell abzuwimmeln: „Ihr sollt selbständig denken. Ihr seid lauter Individuen“, worauf es zurückschallt: „Ja, wir sind alle Individuen“. Brians zweiter Versuch: „Ihr seid alle verschieden“ führt zu der gleichen Reaktion „Ja, wir sind alle verschieden“. Als sich daraufhin ein schüchternes „Ich nicht“ aus der Menge vernehmen lässt, bringt diese den Renegaten barsch zum Schweigen. Wie normal also ist Verschiedenheit?

Das Rauschen im Blätterwald lässt vermuten, dass die Frage nicht nur schwer zu beantworten, sondern vor allem ziemlich konflikträchtig ist, z. B. wenn es um die Normalität sexueller Identitäten geht. Auf der einen Seite haben wir, exemplarisch für den Diversitätsdiskurs, den baden-württembergischen Bildungsplanentwurf, der die künftigen Generationen zur „Wertschätzung von Vielfalt“ und zur „Einfühlung in die Lebenslagen anderer Menschen“ erziehen will; auf der anderen Seite steht die nicht nur überraschend wütende, sondern auch überraschend erfolgreiche Unterschriftenaktion gegen die „Indoktrination unserer Kinder“ im Namen der „Ideologie des Regenbogens“, die jüngst skandalträchtige Schützenhilfe durch Pirinçcis polemische Pathologiediagnose zum „irren Kult um Frauen, Homosexuelle und Zuwanderer“ erhielt.

Vielfalt als Konfliktstoff

Wo auch immer man sich zwischen diesen Polen verorten mag, fest steht, dass es hier grundsätzlich um die Frage der gesellschaftlichen Integration geht, genauer um gesellschaftliche Normalität und akzeptable oder nicht akzeptable Formen der Abweichung sowie vor allem die Definitionsmacht darüber. Diese Definitionsmacht wird in letzter Zeit durch verschiedene Identitätsfragmentierungen herausgefordert, so z. B. im Bereich der Sexualität, wo nicht mehr nur klassisch von Heteros, Schwulen und Lesben, sondern für die Nichteingeweihten kryptisch von „LSBTTI“ die Rede ist. Ähnlich verhält es sich bei den Essgewohnheiten, wo neben den Vegetariern auch Veganer,

Frutarier, Pescetarier, Flexitarier und weitere prinzipiengeleitete Ernährungsformen auftauchen.

Die begriffliche Klassifizierung schafft nicht nur Identitätsetiketten, sondern fördert auch einen offenen Prozess wachsender Abgrenzung, der jenseits der evidenzbasierten Feststellung, dass wir alle (irgendwie) verschieden sind, Konfliktstoff birgt. Dieser lässt sich angesichts der Tatsache, dass es hier auch um grundlegende Fragen der gesellschaftlichen Integration geht, nicht mit einem schlichten moralischen Appell zur Wertschätzung der Vielfalt aus der Welt schaffen, z. B. dann, wenn es um die Haltung muslimischer Migranten zur Homosexualität geht, wenn also zwei gesellschaftlich relevante Ausdrucksformen von Vielfalt im Widerstreit stehen, oder wenn ein spezifisches Identitätsmerkmal gravierende moralische Probleme aufwirft, wie die Pädophilie, die unter LSBTTI nicht auftaucht, aber ebenfalls eine anscheinend gar nicht so seltene (problematische) Form der sexuellen Identität ist. Sie in die pauschale Wertschätzung der Vielfalt einzubeziehen, wäre inhuman und zynisch, da hier eine Identität durch eine andere nachhaltig und manchmal irreversibel beschädigt wird.

Dies in der Euphorie der sexuellen Befreiung nach 68 vergessen zu haben, war ein politischer Fehler der Grünen, den sie jüngst zähneknirsch eingestehen mussten. Er bestand darin, dass Befreiung sich nicht nur auf Erwachsene erstreckte, sondern auch Kindern oktroyiert wurde und damit ins Gegenteil umschlug: Sei es in manchen Kinderläden („Müssen wir heute wieder onanieren?“), sei es in der Odenwaldschule wurden Kinder und Jugendliche zum Objekt pädagogischer Zwecksetzungen im Namen der Befreiung gemacht. Vor diesem Hintergrund erscheint es zumindest ambivalent, dass ausgerechnet eine rot-grüne Landesregierung das Thema „sexuelle Vielfalt“ und ihre Wertschätzung in dieser bisher einmaligen Weise schulisch zu verankern versucht. Natürlich muss hier zwischen Formen der Sexualität, die die Persönlichkeitsrechte anderer Menschen verletzen und solchen, denen es lediglich um die Anerkennung ihrer Besonderheit geht unterschieden werden. Der baden-württembergischen Landesregierung mag es nur um letzteres gehen, ein Blick auf die hinter diese Debatte stehende Entwicklung des *Gender Mainstreaming* zeigt jedoch, dass es hier um mehr geht als die Anerkennung von Anderssein.

***Gender Mainstreaming* und die „Dekonstruktion von Identitäten“**

Grundlage des *Gender Mainstreaming* ist die Unterscheidung von natürlichem und gesellschaftlich bestimmtem Geschlecht (*sex* vs. *gender*), die allerdings keine Erfindung dieser Bewegung ist, sondern auf Simone de Beauvoirs Grundthese aus *Le deuxième sexe* (1949) zurückgeht, nach der Frauen nicht als solche geboren, sondern gesellschaftlich dazu gemacht werden („On n'est pas né femme, on est fait femme“), was nicht als Leugnung biologischer Fakten zu verstehen war, sondern als Hinweis auf die seinerzeit noch weitgehend ignorierte Tatsache, dass sexuelle Identität in erheblichem Maße

von gesellschaftlichen Einflüssen mitbestimmt und über Rollenzuschreibungen zugunsten männlicher Interessen vereinnahmt wurde. In ihrer offenen Zweierbeziehung setzten de Beauvoir und Sartre dann ein gemeinsames Zeichen des Emanzipationsanspruchs mit dem Erfolg, dass sie unter seinen Seitensprüngen – die dann nicht mehr als solche gelten konnten - litt. Also alles ganz normal soweit.

Das *Gender mainstreaming* griff diese Emanzipationsabsicht als politisches Projekt auf, verlagerte aber in seinem theoretischen Debatte den Akzent stark auf das psychische und soziale Geschlecht, denen gegenüber die biologische Bestimmung des Geschlechts zunehmend marginal erschien. Einen weiteren entscheidenden Abstraktionsschritt unternahm dann Judith Butler, indem sie die Perspektive auf jegliche Formen sexueller Identität hin erweiterte und diese zum Produkt allein von gesellschaftlichen Diskursen erklärte. Dabei berief sie sich zum einen auf Austins Sprechakthorie, derzufolge sprachliche Handlungen soziale Wirklichkeit nicht nur beschreiben, sondern mit dem sprachlichen Ausdruck zugleich schaffen. Zum anderen knüpfte sie an Foucaults Machttheorie an, für die Subjektbildung ein Resultat von Machtdiskursen ist, so dass hier ebenfalls soziale Wirklichkeit wie auch persönliche Identität (oder das, was man traditionell dafür hält) als durch sprachliche Herrschaft bedingt erscheinen.

Damit wurde die Frage der sexuellen Identität politisch umfassender aufgeladen als im vorherigen Problemkontext der sozialen Geschlechtergleichheit, denn nun galt sie als Form des Widerstands gegen herrschende Normierungsdiskurse überhaupt mit der offensiven Aufforderung, diese durch Erprobung verschiedener Identitäten praktisch zu „dekonstruieren“. Biologische Sachverhalte spielten dabei keine Rolle mehr, was sich ja auch vordergründig mit dem Verweis auf bi- und transsexuelle Orientierungen begründen lässt, solange man sich nicht näher damit auseinandersetzt, welches komplizierte Wechselspiel von biologischen Gegebenheiten, psychischen Dispositionen sowie sozialisatorischen und erzieherischen Erfahrungen zu solchen Orientierungen geführt hat.

Bei Butlers Überlegungen handelt es sich um mehr als nur kultur- und sozialphilosophische Spekulationen aus dem Elfenbeinturm, wie die Konzepte der dekonstruktivistischen Erziehungswissenschaftlerin Tuider zeigen, auf die jüngst Christian Weber in der *Süddeutschen Zeitung* aufmerksam machte (SZ vom 24.4., S. 9). Tuider entwickelt in ihrem (inzwischen in zweiter Auflage erschienenen) Buch „Sexualpädagogik der Vielfalt“ Unterrichtskonzepte für einen dekonstruierenden Umgang mit geschlechtlichen Identitäten, konkret die „Vervielfältigung von Sexualitäten, Identitäten, Körpern“, die „auch bewusst Verwirrung und Veruneindeutigung“ einschließt (zitiert nach Weber). Webers Recherchen förderten noch weitere Dokumente zutage, die nicht nur zu sexuellen Identitätsexperimenten auffordern, sondern ausdrücklich vor Heterosexualität warnen, die das Risiko von Schwangerschaften berge (wer wollte das leugnen?) und möglicherweise nur ein neurotischer Ausdruck

verdrängter Homosexualität sei. So verwundert es dann schließlich kaum mehr, dass Lehrerinnen und Lehrer in den Verdacht geraten, ihrer Schülerschaft unterschwellig das Leben in traditionellen Kleinfamilien nahelegen und damit ihre freie und lustvolle Identitätsbildung zu verhindern.

Bescheidener Vorschlag zur Unterscheidung

Mit solchen Ansätzen verschwimmen die Grenzen zwischen „Wertschätzung der Vielfalt“ und pädagogischer Nötigung zum Anderssein, weswegen der gegenwärtigen Debatte zunächst ein Quäntchen Urteilsvermögen zu wünschen wäre, das zwischen der Tatsache sozialer Heterogenität, dem individuellen und gesellschaftlichen Wahrnehmen dieser Tatsache, der Reflexion und Debatte über daraus zu ziehende Konsequenzen, der normativ aufgeladenen Forderung nach Wertschätzung dieses Fakts und schließlich der offensiven Infragestellung konstitutiver Momente gesellschaftlicher Normalität zu unterscheiden vermag. Was letztere betrifft, so sei der vielleicht nicht sofort ideologieverdächtige Hinweis auf anthropologische Langzeitbeobachtungen erlaubt, die zu dem Ergebnis kommen, dass das Kopulieren von Mann und Frau der Gattung einen deutlich erkennbaren Überlebensvorteil verschafft hat, weswegen diese Identitäten kastrierende Form der Sexualität also ein gewisses Recht auf Normalität beanspruchen darf. Dies soll und darf weder einzelne Individuen daran hindern, sich dieser Normalität zu entziehen, noch die Gesellschaft, solche Abweichungen diskriminierungsfrei zu tolerieren. Wertzuschätzen braucht man sie deswegen jedoch nicht, weil schwer zu erkennen ist, worin der spezifische Wert einer partikularen sexuellen Orientierung liegt, außer für den Einzelnen oder die Einzelne, die darin ihre Erfüllung finden. Das wäre schon Wert genug.

Fragwürdig erscheint es in jedem Fall, ein – wie überzeugend auch immer – machtkritisch ausgelegtes Konzept in ein pädagogisches Machtinstrument umzufunktionieren, um Jugendliche, die ohnehin häufig mit Verwirrung, Verunsicherung und inneren Konflikten bei der Bestimmung ihrer sexuellen Identität zu kämpfen haben, zusätzlich zu verstören. Spätestens bei dieser Form der pädagogischen Umsetzung kippt der Dekonstruktivismus seinerseits um in eine Normativität der Verschiedenheit, an der es nichts mehr wertzuschätzen gibt.

Die Floskel „Wertschätzung der Vielfalt“ findet sich nicht nur in dem baden-württembergischen Bildungsplanentwurf, sondern ist inzwischen ein gängiger Topos der Heterogenitätsfeier, der insofern irritiert, als ihm eine Art naturalistischer Fehlschluss zugrundeliegt, denn es bleibt schwer nachzuvollziehen, wie sich aus der – je nach politischer Position hingenommenen oder begrüßten - Tatsache gesellschaftlicher Diversität die normative Forderung nach deren Wertschätzung ergibt — wohlgemerkt: Eine Wertschätzung der Vielfalt an sich, nicht der Individuen, die sie repräsentieren. Dazu abschließend zwei ebenso kurze wie hypothetische Erklärungsversuche:

Warum „Wertschätzung der Vielfalt“? – Zwei Erklärungsversuche

Der erste Erklärungsansatz kann einem in den Sinn kommen, wenn man den Hype beobachtet, den jüngst Conchita Wurst als Siegerin und Sieger – und schon schnappt die Identitätsfalle zu, würde Butler sagen – des European Songcontest hervorgerufen hat. Selbst wenn man die Eigendynamik der kulturindustriell produzierten Hysterie über jeden Furz in Rechnung stellt, konnte sowohl der große Abstand, mit dem Conchita Wurst gewann, als auch das Ausmaß des Jubels über ausgerechnet diesen Siegmenschen – das kann man durchgehen lassen – erstaunen, denn sicher dürfte dafür nicht allein die ästhetische Qualität der Darbietung verantwortlich sein. Vielleicht ist der Regenbogen auch das Spieglein an der Wand, in der sich kollektiver Narzissmus seiner Schönheit, sprich: Toleranz, Offenheit, Humanität versichert und damit natürlich auch einer Identität in Abgrenzung gegen beispielsweise homophobe Möchtegern-Zaren.

Die zweite Erklärung wäre im Kern ökonomischer Natur und geht von der Entwicklung des Diversitäts-Begriffs aus, der häufig als Synonym für Vielfalt verwendet wird, aber einen theoretischen Hintergrund hat. Er kam mit der US-amerikanischen Bürgerrechtsbewegung der sechziger Jahre auf und wandte sich gegen die damals noch allgegenwärtige Diskriminierung vor allem der Farbigen, wurde später aber von der Wirtschaft, genauer dem Personalmanagement, anekdotiert, die Diversität als Ressource entdeckte, mit der sich die betriebliche Produktivität steigern ließ. In diesem Sinne wird heute auch verallgemeinert von Diversität als gesellschaftlicher Ressource gesprochen, woraus sich die Forderung ableiten lässt, diese sei bereits als Prinzip wertzuschätzen, ohne dass näher bestimmt werden müsste, welche Partikularität warum und im Hinblick auf welche Form gesellschaftlicher Integration und Entwicklung Wertschätzung verdient.

Der Wert sexueller Identitäten als gesellschaftlicher Ressource beispielsweise erschließt sich auf den ersten Blick nicht unbedingt, sieht man einmal von dem gesellschaftlichen Bestand und Renten sichernden Paarungsverhalten heterosexueller Mitläufer ab. Die Forderung, Vielfalt auch hier wertzuschätzen, verdient dennoch Zuspruch, da freie Entfaltungsmöglichkeiten in diesem somatisch wie seelisch wichtigen Bereich aller Wahrscheinlichkeit nach die Energien zur Selbstoptimierung der einzelnen Humankapitalträger steigern — Menschen sind schließlich unsere wertvollste Ressource.